

Roms im Jahr 455 die Plastik nach Karthago verbracht, 533 hätte sie der oströmische Feldherr Belisar nach seinem Sieg über die Vandalen nach Konstantinopel überführt, und dort sei sie im Hippodrom aufgestellt gewesen, bis 1204 dem Chronisten Niketas Choniates zufolge neben anderen Tierplastiken auch eine Wölfin mit Romulus und Remus der Zerstörungswut der Kreuzfahrer zum Opfer gefallen sei. Für wahr eine gewagte Konstruktion. Mag jedes Glied dieser Kette für sich genommen auch plausibel erscheinen, so erheben sich doch Bedenken, den ganzen langen Weg der Wölfin von ihrem Guss zu Zeiten der römischen Republik bis zu den Schmelzöfen der Lateiner mitzugehen. Im dritten Beitrag des Bandes sucht der Historiker *Johannes Fried* nach einem Auftraggeber der mittelalterlichen Wölfin und richtet den Blick auf die durch die technischen Befunde ermittelte Zeit vom 10. bis zum 13. Jahrhundert. Erstmals in der schriftlichen Überlieferung belegt ist die Lupa um 1230/40; damals stand sie im Portikus des Lateranpalasts. Dass sie von kirchlicher Seite als geistliches Symbol geschaffen worden sei, schließt Fried per se aus. Auch die sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts konstituierende römische Kommune, die den Löwen, nicht aber die Wölfin als Symbol pflegte, kommt für ihn nicht in Frage. So bleibt der Adel. Ausdrücklich als „vorsichtige Vermutung“ deklariert, stellt Fried die Hypothese auf, die Wölfin sei im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts auf Initiative der Tuskulaner entstanden. Für diese römische Adelsfamilie ist ein ausgeprägtes Herkunftsbewusstsein bezeugt, das sich, artikuliert durch den wohl verwandtschaftlich verbundenen Geschichtsschreiber Petrus Diaconus, auf antike Adelsgeschlechter bezog und dabei den Anschluss an die sagenhafte Frühgeschichte Roms herstellte. Eine Hypothese, die auf den ersten Blick weit hergeholt erscheinen mag, aber speziell in ihrer Ausrichtung auf den römischen Adel ernsthaft in Betracht gezogen werden sollte.

---

*Olaf Asbach*, Europa – Vom Mythos zur *Imagined Community*? Zur historischen Semantik ‚Europas‘ von der Antike bis ins 17. Jahrhundert. (Europa und Moderne, Bd. 1.) Hannover, Wehrhahn 2011. 198 S., € 20,-.

// oldenbourg doi 10.1515/hzhz.2013.0516

---

Michael Borgolte, Berlin

An ideengeschichtlichen Studien zum Europanamen und (zum davon zu trennenden) Europabegriff herrscht eigentlich kein Mangel; solange aber noch immer ver-

sucht wird, Europas künftige Bestimmung durch eine scheinbar kulturell eindeutige Tradition zu definieren und zu legitimieren, bleibt es wichtig, die Differenzen und die Historizität des Sprachgebrauchs herauszuarbeiten. Insofern ist die Studie des Hamburger Politikwissenschaftlers Olaf Asbach zu begrüßen, die sich durch eine extensive und meist sorgfältige Relecture der bekannten historischen Zeugnisse und der kontroversen wissenschaftlichen Literatur auszeichnet. Überraschendes bietet die Abhandlung aber nicht. Die Erkenntnis, dass „Europa“ mindestens bis zum Zeitalter der Entdeckungen „nicht existiert“ und es bis in die frühe Neuzeit keinerlei Europadiskurse gegeben hat, gehört seit langem zum Wissensbestand jedes einschlägig arbeitenden Forschers und Lehrers. Seine entwicklungsgeschichtliche Linearität verführt den Verfasser allerdings zu historisch vergrößernden Urteilen. So trifft es nicht zu, dass erst unter dem Eindruck der osmanischen Expansion das christliche Europa mit dem ungläubigen Asien kontrastiert wurde (S. 103). Schon Alkuin, der northumbrische Gelehrte im Umkreis Karls des Großen, berichtete um 790 einem angelsächsischen Briefpartner davon, dass die Militärführer seines Herrschers „den Sarazenen einen großen Teil Spaniens abgenommen“ haben, dass aber „leider dieselben vermaledeiten Sarazenen, die auch Agarener genannt werden, ganz Afrika beherrschen und Asien zum größten Teil“. In einem Gedicht klagt Alkuin über das in heidnischen Ketten liegende, weite Asien, das von verderbenbringenden Herren gebeugte Afrika, ja dass sogar das „Volk des Westens“, also die Spanier, unter lange unbekanntem Szeptern litte. Europa war für ihn der den (wahren) Christen vorbehaltene Teil der Welt, wenn auch (in der Vergangenheit) „fast ganz Europa durch die Schwerter der (häretischen) Goten und der (heidnischen) Hunnen“ entvölkert und in Brand gesteckt worden sei. Und der zeitgenössische Dichter Theodulf begrüßte Karls Sohn Ludwig den Frommen mit den Worten, Gott habe ihm „die europäischen Reiche“ unterworfen, so dass er nun die Barbaren im Westen (Spanien) unterjochen möge und „sich Dir der Maure und der Araber unterwerfe“.

Verfehlt ist auch die Einschätzung Asbachs, die „Renaissance“ des hohen Mittelalters habe noch nicht, wie später der Humanismus, zur Entfaltung europäischer Vielfalt beigetragen. Sie blieb eben nicht „noch gänzlich im Horizont der transzendent und universalistisch ausgerichteten christlichen Religion und Kirche und konnte somit“ nicht „nur dort und insofern wirksam werden, als ihre Vertreter, Werke und Konzepte in das christliche Weltbild integriert werden konnten“ (S. 133). Asbach leitet diese Fehlwahrnehmung aus der Rezeption und Verarbeitung allein der lateinischen Überlieferung der Antike ab, ohne die große Übersetzungsbewegung

einzubeziehen, durch die die Werke griechischer (und indischer und persischer) Naturwissenschaft und Philosophie nach arabischen Fassungen dem „Abendland“ zugänglich wurden. Es war ja gerade die Auseinandersetzung mit der jetzt wiederentdeckten, ohne Wertschöpfung auskommenden Naturphilosophie des Aristoteles, die als Ferment des wissenschaftlichen Aufbruchs wirkte und sich durch kirchliche Autoritäten nicht mehr unterdrücken ließ; ganz zu schweigen vom Eigenanteil muslimischer Denker wie Avicenna und von deren nachhaltigem Einfluss auf das westchristliche Denken. Durch Lektüre historischer Darstellungen, wie Norman Davies' monumentaler, „allumfassender“ europäischer Geschichte von 1997, hätte Asbach sich leicht überzeugen können, dass in Europa (wie im menschlichen Leben überhaupt) stets Vielfalt herrschte, die immer nur mit ideologischen Vorannahmen oder zur Erleichterung des Verstehens auf eine begrenzte Einheit reduziert worden ist.

---

*Tom Scott, The City-State in Europe, 1000–1600. Hinterland – Territory – Region. Oxford/New York/Auckland, Oxford University Press 2012. XI, 382 S., £ 35,-. // oldenbourg doi 10.1515/hzhz.2013.0517*

---

Knut Schulz, Berlin

Bestand einst die Neigung, den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtstaaten eine vergleichsweise fortschrittliche Rolle zuzuerkennen, so verfolgt der Autor eher das Ziel einer nüchternen und kritischen Bestandsaufnahme, weniger theorieorientiert als der regionalen Analyse verpflichtet, mit Schwerpunkten auf der historischen Geographie und Wirtschaftsgeschichte im Wechselspiel von Stadt und Umland. Das eigentliche Anliegen ist jedoch der europäische Vergleich. Gegliedert ist das Ganze in vier jeweils 150 Jahre umspannende Abschnitte, die zugleich die geographische Zuordnung von Süd und Nord vornehmen. Italien wird dabei in vier räumlichen Einheiten: 1. Lombardei und Ligurien, 2. Venedig, 3. Emilia-Romagna und Zentralitalien sowie 4. Toskana, erfasst. Ebenfalls in vier Zonen ist das nördliche Europa untergliedert: 1. Südliche Niederlande („Low countries“, besonders Flandern: Gent, Brügge, Ypern), 2. Hansische und norddeutsche Städte, 3. Süddeutsche Städte und 4. die Schweizer Konföderation. Dabei komme den einzelnen Zeitstufen eine sehr unterschiedliche Bedeutung zu. Vergleichsweise knapp sind die beiden ersten Kapitel über die Entstehung der Kommunen (S. 17–32) sowie über „Cities and their Adversaries, 1150–1300“ (S. 33–63) gehalten. Es folgen die mit Abstand gewich-